



Schattenwelten

Im Schatten von der Sonne singen

Liebe Leserin, lieber Leser

An einem heissen Wandertag, setzen Sie sich da auch gerne zur Rast an den Schatten? Oder stellen Sie nur den Rucksack mit dem mitgebrachten Bier im Schutz eines grossen Felsens oder unter einem dicht beblätterten Baum ab, während Sie selber sich lieber in die Sonne legen? Schatten, das kennen wir alle, kann eine lockende, verheissende Anziehung auf uns ausüben. Doch wehe denen, die es nicht schaffen, aus dem Schatten herauszutreten. Die, wohin sie blicken, einen Schatten fallen sehen, wo andere nur eitel Sonnenschein feiern. Denen das Licht nicht mehr leuchtet.

Franziskus hat selber seine Erfahrungen mit der Welt der Schatten gemacht: Im Schatten des Kerkers als junger Kaufmann, in der Schattenwelt der Armen vor der Stadt, in seinen eigenen Schatten von Qual und Krankheit. Und doch gebar er aus der tiefsten Dunkelheit einen Gesang von Welt, Farbe und Licht. Der Sonnengesang entstand in Blindheit und Krankheit und lässt den Poverello, dem Tod so nah, vom Leben singen, den Leidenden von der Freude, den Blinden von der Schönheit.

Dieses Heft ist die erste Nummer zum Themenkreis «Verortung – Räume und Lebenswelten franziskanischer Spiritualität». Es widmet sich den Schattenwelten. Viele Menschen der franziskanischen Bewegung kennen den Schatten, sind mit seinen heilenden und quälenden Seiten vertraut. Ein Gassenarbeiter aus einer Leuchtenstadt erzählt von der Dunkelheit der Randständigen – und von ihren Lichtblicken. Ein Psychotherapeut, dessen Augenlicht erloschen ist, erzählt sonnengesangleich von den Farben des Lebens und den Schatten, denen er in seiner Seele und jener seiner Patienten begegnet. Eine junge Frau berichtet aus einem geschlossenen Kloster, dessen Gemeinschaft sie sich angeschlossen hat. Was der Aussenwelt schattenhaft verborgen bleibt, gibt ihr die Freiheit, ihr Leben farbig zu gestalten.

So dunkel ein Schatten sein kann – eines bleibt uns als Erkenntnis gesichert: Schatten kann es nur dort geben, wo eine Lichtquelle vorhanden ist. Kein Schatten ohne Licht.

Sarah Gaffuri



Gassenarbeit in Luzern

SCHATTENWELTEN IN DER LEUCHTENSTADT

Von Fridolin Wyss

Zu Franziskus' Zeiten lebten die Aussätzigen vor den Toren der Stadt. Die Menschen, die heute am Rand der Gesellschaft leben, tun dies gleichzeitig mitten unter allen anderen Menschen. Zwischen Touristen, Shoppern und Pendlern suchen sie sich auch in Luzern ihr eigenes Stück Glück, ihren kleinen Lichtblick. Die Mitglieder der Gassenarbeit helfen ihnen dabei – und lernen gleichzeitig von ihnen.

Wer kennt sie nicht, die Leuchtenstadt Luzern? Sie ist äusserst attraktiv – anziehend. Das KKL zieht Menschen der Musik und Kultur an, die Kapellbrücke, die glitzernden Uhren und der Pilatus Touristen aus Nah und Fern, die Uni und die Fachhochschulen eifrige Studierende und die Fasnacht alle jene, die diese fünfte Jahreszeit in vollen Zügen geniessen wollen. Mit seiner Weihnachtsbeleuchtung zeigt sich Luzern als wahre Leuchtenstadt.

Wo viel Licht ist, gibt es auch Schatten. Eine Schattenwelt ist auch die Welt der Gassenarbeit. Im Jahr 2014 haben 575 verschiedene Personen die Kontakt- und Anlaufstelle – auch Fixerraum oder Fixerstübli genannt – benutzt, wo sie ihre selbstmitgebrachten Drogen unter fachlicher Aufsicht zu sich genommen haben. Im Paradiesgässli, der Anlaufstelle für ehemals und aktuell drogenabhängige Eltern mit ihren Kindern, werden rund 90 Familien mit etwa 150 Kindern und Jugendlichen betreut. In der Gasse Chuchi Luzern gehen täglich hundert Personen ein und aus. Insgesamt betreut der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern mit rund 50 Mitarbeitenden über 1200 Personen.

All diese Menschen stehen nicht im Rampenlicht, sondern am Rande der Gesellschaft. In ihrem Leben gibt es viel Dunkel: Perspektivlosigkeit, Armut, sexuellen Missbrauch, gescheiterte Beziehungen, Arbeitsplatzverlust, Obdachlosigkeit, Prostitution, gesellschaftliche und familiäre Ausgrenzung und eine Sucht, die ihre Sehnsüchte nicht wirklich stillt. Wie gilt es mit diesen Menschen aus christlicher und insbesondere franziskanischer Sicht umzugehen?

Jesus: Achtung schenken – in den Mittelpunkt stellen.

Der Neutestamentler Walter Kirchschräger hält einige zentrale biblische Befunde fest: Jesus nimmt die Armen als Subjekte und nicht als Objekte wahr. Objekte werden behandelt. Subjekte sind Partnerinnen und Partner, die selber handeln und die von uns Begleitung wünschen. Das Ziel der Sendung und Salbung Jesu ist es, den Armen das Evangelium zu überbringen (Lk 4,18). Die Begegnung mit Christus ist ohne die Begegnung mit den Armen nicht möglich (Mt 25). Diese Aussagen zeigen deutlich auf, dass die Armen absolut im Fokus von Jesus stehen. Exemplarisch zeigen dies in der Bibel das Zöllner- und Sündermahl

(Mk 2,13–17) und die Heilung des Mannes mit der gelähmten Hand auf (Mk 3,1–6).

Jesus isst mit Zöllnern und Sündern. Für einen damaligen frommen Juden ein absoluter Skandal. Dieser Bibelabschnitt zeigt eindrücklich, dass Jesus mit Menschen, die in der damaligen Zeit verachtet und sozial ausgeschlossen waren, die intensivste Form der Kommunikation lebt, nämlich gemeinsam Mahl halten. Damit schenkt Jesus den Verachteten Achtung. Jesus outet sich als Freund der Verachteten.

Eine besondere Form der Achtung realisiert Jesus ausdrücklich in der Synagoge, als er am Sabbat den Mann mit der gelähmten Hand heilt (Mk 3,1–6). Der Mann, dessen rechte Hand gelähmt war, konnte keiner Arbeit nachgehen. Er war ein Arbeitsloser. Daher war er auf das Betteln angewiesen. Er war durch das körperliche Handicap zu dieser unwürdigen Tätigkeit verdammt. IV-Rente gab es noch nicht. Jesus sagt zu ihm, bevor er ihn heilt: «Stell dich in die Mitte.» Der Mann, der am Rande der Gesellschaft in unwürdigen Verhältnissen lebte, gehört in die Mitte. Dieser Bibelabschnitt sagt uns: Stellt den randständigen Menschen in die Mitte.

Franziskus: der Aussätzigenkuss

Zahlreiche Darstellungen zeigen Franziskus, als er auf der Suche nach dem Sinn seines Lebens ist. Als reicher Tuchhändlersohn reitet er hoch zu Ross aus. Er begegnet einem Aussätzigen, der damals ausserhalb der sicheren Stadtmauern den wilden Tieren ausgesetzt ist. Weil die Gesunden sich vor einer Ansteckung fürchten, dürfen die Aussätzigen nicht in der Stadt leben, nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen: aussätzig und ausgesetzt. Franziskus begegnet ihm, steigt vom hohen Ross herunter, gibt ihm den Bruderkuss und ein Geldstück. Begegnung auf Augenhöhe mit dem Aussätzigen, dem Randständigen, dem Ausgeschlossenen. Und danach sagte Franziskus: «Was mir früher bitter vorkam, wurde in Süssigkeit verwandelt.» Dies scheint mir die zentrale «franziskanische Bewegung» zu sein: vom hohen Ross heruntersteigen und auf Augenhöhe mit dem «Armen» gehen.

Auch in der Gassenarbeit teile ich die Erfahrung, die Franziskus gemacht hat. Wenn ich eine Besucherin oder einen Besucher



Foto: ©photocase.com

Jesus schenkt den Verachteten Achtung, stellt die Randständigen in die Mitte.

der GasseChuchi noch nicht kenne, sehe ich primär das Äussere des «Drogenabhängigen», das eher abstossend wirkt – eben bitter. Komme ich mit diesem Menschen ins Gespräch, entdecke ich sein Leben, seine Lebensgeschichte, seine erlittenen Kränkungen und den Menschen. Ich mag ihn – eben süss.

Sowohl der Umgang Jesu mit den Armen als auch jener von Franziskus zeigen auf, dass beide Interesse an dem Menschen gezeigt haben. *Inter esse* – eine lateinische Wortwendung – heisst, dazwischen sein, sich einmischen in die Lebensgeschichte des Nächsten. Dies scheint mir das Fundament zu sein, um ein wenig Licht in die Schattenwelten zu bringen. Daraus entsteht die Achtung der Verachteten. Daraus entsteht der Bruderkuss mit Ausgestossenen auf Augenhöhe.

In Rahmen eines anstrengenden Organisationsentwicklungsprozesses erzählt unsere Mitarbeiterin Astrid, warum sie überhaupt in der GasseChuchi arbeitet: «Mich interessieren die Geschichten dieser Menschen.» Dieses *inter esse* erfahren unsere Besucherinnen und Besucher. Sie erleben die Begegnung auf Augenhöhe und erfahren Achtung und Anerkennung. Somit haben sie eine Ansprechpartnerin – franziskanisch «eine Schwester» – der sie sich öffnen können und die sie schlichtweg gern haben.

Lichtblicke ermöglichen

Aufbauend auf dieser Grundhaltung bietet der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern eine breite Palette von Dienstleistungen an: gesunde Ernährung in der GasseChuchi; Animationsprojekte wie die GasseZiitig, den Fussballclub, Kunst von der Gasse und ein Cateringangebot, bei dem Besucherinnen und Besucher mitarbeiten können; medizinische und hygienische Grundversorgung durch Wundbehandlung, Spritzentausch, Duschmöglichkeit und Secondhandkleider; Konsum von selber mitgebrachten Drogen in hygienisch sauberem und stressfreiem Kontext; Beratung und Einkommensverwaltung für sucht- und armutsbetroffene Menschen; Beratung und Anlaufstelle für ehemals und aktuell drogenabhängige Eltern mit ihren Kindern

OBJEKTE WERDEN BEHANDELT. SUBJEKTE SIND PARTNERINNEN UND PARTNER, DIE SELBER HANDELN UND DIE VON UNS BEGLEITUNG WÜNSCHEN.

und aufsuchende Sozialarbeit, das heisst, wir gehen zu den Menschen auf der Gasse. Mit all diesen Dienstleistungen bringen wir ein klein wenig Licht oder einen Lichtblick in ihr Leben, wie dies ein Beispiel der aufsuchenden Sozialarbeit eindrücklich aufzeigt. Ein 18-jähriger Mann, der mit Gassenarbeit in Kontakt kam, berichtet:

«Wie gesagt, ich war total verzweifelt. Ich hatte starke Entzugerscheinungen und konnte daher nicht arbeiten gehen. Alles stand auf dem Spiel: meine Lehrstelle, meine Lehrabschlussprüfung, mein Verhältnis zur Familie. Ich habe mich dann oft mit meinem Gassenarbeiter getroffen und meine Situation mit ihm besprochen. Mir war es ein grosses Anliegen, dass niemand von meiner Sucht erfuhr. Dann hatten wir ein Dreiergespräch mit einer Mitarbeiterin vom Drop-In. Schliesslich haben sie mich ins Methadonprogramm aufgenommen... Ich konnte nun wieder arbeiten. Mein Verhältnis zum Chef und zu meiner Mutter verbesserte sich augenblicklich. Ohne aufsuchende Sozialarbeit wäre ich vor die Hunde gegangen.» Erfolg: Lehrabschluss mit der Note 5.

Licht in den Schattenwelten entdecken

Die Begegnungen auf Augenhöhe und die Grundhaltung der Achtung und des Interesses ermöglichen nicht nur, Licht in die Schattenwelten zu bringen, sondern Licht in den Schattenwelten zu entdecken. Auf den ersten Blick finden wir bei unseren drogenabhängigen Mitmenschen viel Leid, viele Probleme und viel Traurigkeit. Sind wir jedoch vertieft mit ihnen unterwegs, erkennen wir zahlreiche Stärken, Ressourcen, innovative Ideen

DIES SCHEINT MIR DIE ZENTRALE «FRANZISKANISCHE BEWEGUNG» ZU SEIN: VOM HOHEN ROSS HERUNTER- STEIGEN UND AUF AUGENHÖHE MIT DEM «ARMEN» GEHEN.

und «Gfreuts». Viele sind sehr feinfühlig, sensible und «gspürige» Menschen. Vielleicht waren sie zu sensibel und konnten Schicksalsschläge nur durch die Flucht in die Drogen ertragen. Daher treffen wir unter ihnen Menschen, die Talente haben, Kunst zu kreieren, seien es Bilder, Skulpturen, Gedichte und andere Texte. Aufbauend auf diesen Stärken wurde die Gasse Ziitig gegründet oder das Projekt Kunst von der Gasse gegründet. Ein Lichtblick in der Gasse Chuchi war ein Musik-Nachmittag. Profi-Musiker haben mit unseren Leuten in der Gasse Chuchi Musik gespielt. Unsere Leute – nicht selten mit südländischem Temperament – lebten auf und spielten mehrere Stunden mit. Ein Mitarbeiter fragte Marc, warum er in den letzten drei Stunden nicht konsumiert habe. Seine Antwort: «Das habe ich voll vergessen». Das ist ein wahrer Lichtblick.

Erleuchtung auch für uns selber

Zwei Klienten habe ich befragt, was sie glücklich mache. Andy erzählte: kein Ärger mit den Ämtern, denn er komme mit seinem kleinen Budget aus, Freunde auch ausserhalb der Szene, die eigene kleine Wohnung und wenn er den Hund eines Kollegen hüten dürfe. Was brauche ich, um glücklich zu sein? Da hätte ich wohl eine grössere Glücksliste. Andy macht mich, uns,

darauf aufmerksam, dass man auch mit sehr wenig glücklich sein kann.

Sepp antwortet auf die Frage nach dem Glück: «Ich bin überhaupt nie mehr glücklich, seit die Kinder nicht mehr bei mir sind.» Vor 18 Jahren durchlebte er die Scheidung. Im selben Jahr verlor er den Job als Gipser, und der Autofahrausweis wurde ihm entzogen, weil er bekifft Auto gefahren war. Dies alles habe ihn auf die Gasse gebracht, meint er heute. Seit er nicht mehr mit seinen Kindern sein Leben teilen kann, wird er nicht mehr glücklich. Das zeigt, wie sensibel Sepp ist. Das tiefe Glückliche ist ihm abhandengekommen. Zwar macht er viele Sprüche mit seinen Kollegen. Und auch mit mir gibt es immer wieder ein Spässchen. Aber das ist für ihn noch nicht Glück. «Der einzige Moment, wo ich glücklich bin, ist dann, wenn ich gerade Drogen genommen habe», sagt er zum Schluss. Sepp stellt uns die Frage: Was macht mich eigentlich zutiefst glücklich? Und: In welche Droge fliehe ich, die mich nur ins Scheinglück führt? Die Menschen in den Schattenwelten achten, sie in die Mitte stellen, sich für sie interessieren und ihnen auf Augenhöhe begegnen, ermöglicht bereichernde Begegnungen; Begegnungen, die auch mir ein Licht aufgehen lassen.

Zum Autor

Fridolin Wyss, geboren 1962, ist Geschäftsleiter des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern. Der ehemalige Kapuziner ist Theologe mit Zusatzausbildung im Sozialbereich und Sozialmanagement.

Eine moderne Interpretation der Werke der Barmherzigkeit ...ODER ANDERS GESAGT

Die christliche Tradition kennt sieben Werke der Barmherzigkeit. Auf verschiedene Arten kommen sie in zahlreichen Kulturen vor. Joachim Wanke, im 800. Geburtsjahr Elisabeths der katholische Bischof von Erfurt, gibt im ökumenischen Jubiläumsbuch der lutherischen und katholischen Bischöfe eine aktuelle Deutung der Werke wieder, wie sie sozial Engagierte und Notleidende seiner Diözese erarbeitet haben.

1. Einem Menschen sagen: «Du gehörst dazu!»

Ich war fremd ...

Unsere Gesellschaft drückt Personen und Gruppen kalt an den Rand: Arbeitslose, Ungeborene, psychisch Kranke, Ausländer. Sie brauchen das Signal: «Du bist keine Aussenseiterin!» «Du gehörst zu uns!»

2. Einem Menschen sagen: «Ich höre dir zu!»

Ich war durstig ...

Die Hektik des modernen Lebens, Ökonomisierung von Pflege, Sozialhilfe und Arbeitsamt zwingen selbst im Sozialbereich zu schnellem und effizientem Handeln. Paradoxe Weise bleibt auch im Zeitalter hochmoderner Kommunikationsmittel die leise Bitte oder Klage oft unerfüllt: «Hab doch etwas Zeit für mich!» «Ich bin so allein!»

3. Einem Menschen sagen: «Ich rede gut über dich!»

Ich war nackt ...

Natürlich muss manchmal Kritik geübt, Widerstand angemeldet, ein Problem benannt werden. Wer hat jedoch nicht selbst erfahren, wie heilsam und befreiend es ist, wenn in Gesprächen zunächst das Positive und Gute an einer Person, Situation oder Sache gewürdigt wird?

4. Einem Menschen sagen: «Ich gehe ein Stück mit dir!»

Ich war gefangen ...

Viele bringt ein guter Rat allein nicht auf den Weg. Es bedarf in der komplizierten Welt von heute oft einer Anfangshilfe, ein Mitgehen der ersten Schritte, auf dass Mut und Kraft für einen neuen Aufbruch erwachen. Das kann auch spirituell zutreffen – auf Glaubenswegen!

5. Einem Menschen sagen: «Ich teile mit dir!»

Ich war hungrig ...

Auch in einer Welt perfekter und professioneller Fürsorge ist das persönliche und zwischenmenschliche Teilen notwendig: das Teilen von Geld, Gaben, Möglichkeiten und Chancen: Leid wird durch das Teilen halbes Leid, und Freude geteilt zur doppelten Freude.

6. Einem Menschen sagen: «Ich besuche dich!»

Ich war krank ...

Menschen in ihrem eigenen Zuhause aufsuchen ist hilfreicher und befreiender als warten, bis sie von sich aus kommen: Besuche holen eine Person da ab, wo sie steht. Besonders jene gilt es zu besuchen, die innerlich und sozial gelähmt sind.

7. Einem Menschen sagen: «Ich bete für dich!»

Wer für Menschen betet, schaut mit einem anderen Blick auf sie. Diese Form moderner Barmherzigkeit ist besonders heilsam bei Spannungen und Konflikten, wo Beziehungen strapaziert sind oder wo wir ratlos bleiben. Auch Nichtchristen sind dankbar für unser Gebet.

Von menschlichen Grauzonen und Farbwelten

DAS LICHT HINTER DEN SCHATTEN

Von Stefan Rehmann

Die Welt ist voll von farbigem Licht, und die Welt ist voll von schattenhaften Abgründen. Sie ist beides, und sie ist es gleichzeitig. Der Psychotherapeut Stefan Rehmann kennt die Grautöne aus dem Leben seiner Klientinnen und Klienten. Er kennt sie aber auch an seinem eigenen Leben: Er ist blind. Und doch weiss er um die Farben, aus einer ganz eigenen Erfahrung und einer ganz eigenen Sicht.

Sie geht am Brotstand und dann bei den Milchprodukten vorbei. Sie müsste sich hier im Einkaufszentrum doch eigentlich problemlos zurechtfinden. Vorbei an den Gewürzen, dann sieht sie es endlich, das weit ausladende Verkaufsregal, vollgepackt mit Müeslimischungen verschiedenster Hersteller, bunt und viel und eng, und dann plötzlich kommt es wieder, beschleicht langsam ihren Körper, ein zunehmendes Schwindelgefühl, das Herzrasen, die Atemnot, das Prickeln in den Händen, der Druck auf der Brust. Die aufgereihten Müeslipackungen verschwimmen langsam vor ihren Augen. Dann wird die Reihe undeutlich und zerfällt. Die Welt um sie herum löst sich auf und zieht sich unaufhaltsam ins Chaos zurück. Die Luft wird schwer und stickig. Die Geräusche um sie herum beginnen zu kreisen und verlieren ihre Bedeutung. Alles erfüllt von Panik. Die Ordnung löst sich auf.

Ordentlich und aufgereiht präsentieren sich die Müeslipackungen in einem bunten Farbenreigen. Die wohltemperierte Luft ist erfüllt von dezenten Nahrungsmitteldüften und den letzten Spuren eines zarten Parfums. Die Musik legt sich sanft über die farbenfrohe Verkaufsszenerie. Die kleine Welt des Einkaufszentrums ist in Ordnung.

Der Schatten ihrer Seele legt sich unaufhaltsam auf die Müeslipackungen vor ihr, vernebelt die Luft um sie herum, bringt den Boden unter ihren Füßen zum Wanken, verfärbt die Klänge und erschwert das Atmen. Sie stürzt hinein in diese von Panik erfüllte Welt und löst sich auf unter ihrem eigenen Schatten.

Seit zwei Stunden liegt er nun bereits wach. Vor dem Schlafzimmerfenster wird es langsam Tag. Eine bleierne Müdigkeit hält seinen Körper gefangen. Aufgepeitscht von kreisenden, ziellosen Gedanken sperrt sich die Seele dennoch gegen ein erneutes Einnicken. Nur noch wenige Minuten, dann wird der Wecker ihn zu einem neuen Arbeitstag rufen. Leere breitet sich aus. Verzweiflung und Angst erfüllen sein Denken. Er wird es nicht schaffen. Er wird es auch heute nicht schaffen. Sie werden einmal mehr auch ohne ihn zurecht kommen müssen. Ein Nachbar wechselt draussen auf der Strasse ein paar Worte mit dem Zeitungsboten. Das melancholische Lied einer Amsel klingt einsam zwischen den Häusern. Diese Welt ist zu laut, zu nah und unerträglich fremd. Abgrundtiefe Trauer erfüllt seine Seele. Langsam steht er auf, geht zaghaft in die Küche und stellt sich ans Fenster. Dann legen sich seine Schatten unerbittlich auf das heller werdende Tageslicht des jungen Morgens.

Zwei Häuser weiter verteilt der Zeitungsbote mit einem munteren «also dann!» die letzten Zeitungen, wendet sich um und grüsst im Vorübergehen mit einer neckischen Kussband die Rentnerin am offenen Küchenfenster über dem Tea-Room. Die alte Frau konzentriert sich auf den melodischen Gesang der Amsel. Ihr Lächeln sucht den Sänger des Morgens. Im Schaufenster des Tea-Rooms spiegelt die frühe Sonne ihre leuchtende Feuerpracht.

Er wendet sich vom Küchenfenster ab, setzt sich langsam an den Küchentisch, verschränkt die Arme auf der Tischfläche und bettet den leeren, schweren Kopf hinein.



Foto: ©photocase.com

Langsam durchweben Neugier und Staunen die Schattenwelt mit geheimnisvollen Farben und einem quellenlosen Licht.

Durch die Erfahrung meiner eigenen Blindheit und in der Arbeit als Psychotherapeut erlebe ich Licht und Schatten in einem vielfältigen Bezug zu körperlichen und seelischen Aspekten des Menschseins. Meine eigene Behinderung ist für mich Anlass und Motivation geworden, meine Schatten genauer anzuschauen und das Licht hinter diesen Schatten zu entdecken. Dieses tägliche Hinschauen und Suchen hat die Begegnung mit meinen irdischen Grenzen zu einer faszinierenden Herausforderung gemacht. Die diesbezügliche Neugier war in früheren Jahren sicher weniger ausgeprägt vorhanden und auch heute erlebe ich im Alltag Motivationsschwankungen. Dennoch bin ich dankbar für die Erfahrungen mit Licht und Schatten in der Begegnung mit meinem Körper und meiner Seele.

Nicht weniger wertvoll ist mir die Arbeit mit leidenden Menschen in der Auseinandersetzung mit ihren eigenen, mit unseren oder mit globalen Schatten. Fachwissen, Neugier und Staunen leiten mich beim Eintauchen in diese Welten, die durch das gemeinsame Teilen dann nicht mehr nur alleine ihre oder seine sind. Dadurch entwickeln sich klärende Einsichten und neue Erfahrungen, die bei den hilfeschuchenden Menschen zu einer Aufhellung der Schattenwelten führen können. In einem

licht- und vertrauensvollen therapeutischen Raum wird nicht nur der Blick auf die Schatten gewagt. Neugier und Mut machen allmählich auch das Erfassen der Welten hinter den Schatten möglich. In solchen Momenten erlebe ich im therapeutischen Raum Farbenblühen und Schimmerduften.

Langsam durchweben Neugier und Staunen die Schattenwelt mit geheimnisvollen Farben und einem quellenlosen Licht. Es erfüllt sich die Welt mit traumhaft realen Bildern. Farben durchwirken die Räume und spannen Himmel über die Welten. Und immer wieder werden sie neu geschaffen, voll Farbigkeit und lichtdurchflutet.

Zum Autor

Lic. phil. Stefan Rehmann, Fachpsychologe für Psychotherapie FSP, wurde 1960 geboren und arbeitet im Ambulatorium des Psychiatriezentrums Oberwallis sowie als Dozent für verschiedene Fachausbildungen. Er lebt mit seiner Familie in Brig.

Wenn das Licht des Lebens schwindet

ALLEN LEUCHTEN, DIE IM SCHATTEN DES TODES SITZEN

Von Sr. Imelda Steinegger

Im St. Antonius Hurden begleiten Baldegger Schwestern die Heimbewohner auf ihrem letzten Stück irdischen Weges. Mit ihrem Angebot setzen sie einen Kontrast zur viel diskutierten aktiven Sterbehilfe. Die Patienten werden ermutigt, ihren Lebensflug bis auf die Landebahn zu Ende zubringen, statt ihn vorher auf dem Schleudersitz zu verlassen.

Mein Weg soll in eine Schattenwelt führen: unweit von Rapperswil, wenigen nur bekannt und doch mit dem Geschick eines jeden Menschen verbunden. So sicher wie der Tod! Klostergemeinschaften singen in jedem Morgengebet den Vers aus dem Lukasevangelium, der vom «Schatten des Todes» spricht, von «Licht, das da aufstrahlt aus der Höhe» und von «Schritten auf dem Weg des Friedens». Das Benediktus meint damit Israel in dunkler Zeit und den ersehnten Messias. Gelten die Worte auch heute und dort, wo Menschen das irdische Licht schwindet?

Schatten begegnen mir an diesem kalten Februartag schon lange vor dem Ziel meines Weges: Die dunkle Silhouette des Rapperswiler Schlosses am verhangenen Winterhimmel erinnert an die Schatten der Geschichte – Kriege, Konflikte und Drohkulissen. Unterwegs durch die engen Gassen der Altstadt fragte ich mich, wer hier wohl heute in einer Schattenwelt lebt, oft schon in jungen Jahren bedrückt und ohne Lebensfreude? Dunkelgrau plätschert der See dann auf beiden Seiten des Holzsteges, auf dem ich gehe: trübe Schattenwelten in der Tiefe, deren Leben sich uns entzieht.

Die schmalen Latten des Steges bilden verwittert und verbogen eine unebene Fläche, die Unachtsame schnell einmal ins Stolpern bringen. Sie lassen mich an Personen denken, die gut unterwegs mitten im Leben zu Fall kommen: ihren Arbeitsplatz verlieren, von einer medizinischen Diagnose erschüttert sind oder in zerbrechenden Beziehungen von Menschen verlassen werden.

Der Tod ist präsent, aber nicht als Schatten

Schattenwelten? Für die vielen Wasservögel und die Tierwelt im unberührten Schilfstreifen am Ufer sind es vielleicht das laute Rattern des Zuges auf dem nahen Seedamm, das gehetzte Rauschen der Autos oder eben gerade das Knattern des Helikopters über mir, und heute anfangs Februar auch die fasnächtlichen Töne, die von der Stadt her zu mir dringen. Eine neblig-kalte Schattenwelt ist an diesem Tag für alle Lebewesen der eisige Winter, dessen Bise mir rau ins Gesicht bläst und die Augen zum Tränen bringt.

Doch nein, der Holzsteg führt mich am Ziel in Hurden – an herrschaftlichen Villen vorbei – in keine Schattenwelt! Diese Zeilen

schaun auf einen Besuch zurück, der erstaunlich lichtvoll war, obwohl ich einen Ort besucht habe, an dem der Tod stets präsent ist. Die Schatten des Todes haben mich nicht beängstigend gepackt, sondern wurden überstrahlt von einem Licht, das stärker ist als alle Schatten und Ängste.

Eine bergende Weite

Im Haus St. Antonius des kleinen Schwyzer Weilers Hurden leben Behinderte und Todgeweihte unter dem gleichen Dach mit Schwestern und Angestellten. Die Menschen, die von unheilbarer Krankheit gezeichnet sind, wohnen im obersten Stockwerk des Hauses. Sie haben einen wunderbaren Ausblick auf den oberen Teil des Zürichsees, die Schwyzer und St. Galler Seeufer und Landschaften und die sie umgebenden Berge. Ihr Blick verliert sich nicht in dieser bergenden Weite. Aber ihre Seele kann sich in dieser Welt weiten und öffnen für das Geheimnis, dem sie entgegen gehen – die einen langsam tastend, andere eilend. Nicht vom Schmerz des Abschieds sprechen diese Räume. Etwas Tieferes bestimmt hier die Zeit und prägt den Ort: Begegnung. An der Hand von Menschen wird hier das Hineinleben in die Begegnung mit dem Unbekannten eingeübt. Sr. Jolanda Elsener und ihre Mitarbeiterinnen begleiten todkranke Menschen in den letzten Lebensphasen – in grosser Gelassenheit und Natürlichkeit. Menschenwürde bis zum Tod wird im Hospiz nicht nur gross geschrieben, sondern konkret gelebt.

Wie eine Hebamme bei der Geburt

Mit dem englischen Begriff «Palliative Care» werden alle pflegerischen Massnahmen für Menschen umschrieben, die von der Medizin aufgegeben werden und lernen müssen, dem nahenden Tod in die Augen zu schauen. Also doch eine Schattenwelt? Ja, für viele Menschen nach einer Diagnose der Ärzte, die keine konkrete Hoffnung mehr zulässt. Ja, weil heute mehr von Exit, von der Suizidbeihilfe in den Medien berichtet wird, nicht aber von der Welt der Hospize, von der «Palliative Care». Das Exit-Szenario ist einem Piloten vergleichbar, der im Cockpit den Schleudersitz betätigt und am Fallschirm in unbekanntes Neuland segelt. Hospize möchten Menschen ermutigen, bewusst



Foto: ©photocase.com

Licht wird, wenn Sterbende loslassen können – sich selber und die Menschen, denen sie bis jetzt verbunden waren.

NICHT VOM SCHMERZ DES ABSCHIEDS SPRECHEN DIESE RÄUME. ETWAS TIEFERES BESTIMMT HIER DIE ZEIT UND PRÄGT DEN ORT: BEGEGNUNG.

und gelassen die Flugbahn des Lebens zu Ende zu führen, durch alle Turbulenzen, die eine Landung mit sich bringt.

Seit mehr als drei Jahren führt Schwester Jolenda das Sterbehospiz in Hurden. Sie ist ständig mit dem Tod konfrontiert, ist aber erfüllt von der Freude, gleichsam Geburtshelferin sein zu dürfen. Hebamme bei einer natürlichen Geburt, nicht Chirurg bei einem Kaiserschnitt – wenn das Leben abrupt abgeschnitten wird durch Gift im Becher oder in der Kanüle, das den Austritt aus dieser Welt herbeiführt. Für die Baldegger Schwester ist der Tod wie eine natürliche Geburt, die zwar mit Schmerzen und Angst verbunden ist, aber in ein neues Leben hineinführt, das wir nicht kennen. Für sie ist Sterben ein heiliger Moment. Sie bejaht das Leben, achtet aber auch das Sterben als einen normalen Prozess, dem sich jeder Mensch stellen muss.

Durch das Loslassen ins Licht

Licht wird, wenn Sterbende loslassen können – sich selber und die Menschen, denen sie bis jetzt verbunden waren. Das Loslassenkönnen führt in eine Ruhe und Klarheit, ja bisweilen in eine Verklärung, sagt Schwester Jolenda. Für sie gilt nicht das Bewerten und Beurteilen des vergangenen Lebens als wichtige, abschliessende Tätigkeit. Sie hilft in einfacher Weise den Todkranken selbst das Buch des Lebens aufzuschlagen, damit ein Grösserer darin lesen kann. Sie hilft immer wieder, Tore zu öffnen in das Unbekannte. «Jede Begleitung ist individuell», sagt sie und so knüpft sie immer an Vertrautes an, an die Wirklichkeit, in der der betroffene Mensch lebte und noch lebt.

Begleitung geschieht nicht terminlich festgelegt, zu «Bürozeiten». Die schlichten, alltäglichen Arbeiten im Krankenzimmer und im ganzen obersten Stock lassen Raum für tiefere Begegnungen. Oft geschehen hier die entscheidenden Gespräche mit Kranken, die sie zu neuen Erkenntnissen führen, neue innere Schritte ermöglichen und Licht bringen, das Ängste und Nöte überwindet. Manchmal kann auch eine Engelsfigur oder ein Bild oder Musik behilflich sein, um Spannungen abzubauen und zu öffnen für das Neue, Unbekannte.

Medikamente können helfen

Chemische Präparate wie Morphin werden den Patienten nach Vorschrift der Ärzte auch verabreicht. Sie helfen, die Schmerzen zu begrenzen und nehmen manchmal auch die Angst vor dem Erstickten. Sie beschleunigen aber das Sterben nicht. Es soll ja nicht schnell hinter sich gebracht werden. Dem todkranken Menschen muss die Zeit geschenkt werden, auf das Vergangene zu schauen, die Liebe zu geniessen, die er erfahren hat und weiter erfahren wird; Zeit, sich zu lösen, Zeit auch, sich auf das Neue vorzubereiten. Auch Angehörige brauchen oft Zeit, um ins Klare zu kommen und auf gute Art loslassen zu können. Sterben ist zum einen ein tief individueller Prozess, doch alles andere als die «Privatsache» eines einzelnen.

«Manchmal ist das Hinübergleiten ins Licht fast sichtbar», fasst Schwester Jolenda zusammen. «Das aufstrahlende Licht aus der Höhe» ist stärker als die «Schatten des Todes».

Zur Autorin

Imelda Steinegger, geboren 1944, ist Ingenbohrer Kreuzschwester. Nach Schuleinsätzen in Gossau SG und am Theresianum in Ingenbohl wirkte sie dreissig Jahre als Lehrerin in der Internatsschule Guglera (FR), unter anderem als Schulleiterin. Heute lebt sie im Mutterhaus Ingenbohl. Sie ist Mitglied des Tauteams, engagiert sich in der spirituellen Bildung, begleitet Reisen und wirkt als Seelsorgerin im Urnerland.

Zwei Jahre Papst Franziskus

DER MIT DER KIRCHE TANZT

Von Br. Niklaus Kuster

Am 13. März jährt sich die Wahl von Papst Franziskus zum zweiten Mal. Seine südamerikanische Herkunft und der neue Name haben sogleich Hoffnungen geweckt und die Weltmedien folgen dem Bischof von Rom seither auf Schritt und Tritt. Während die Faszination breiter Kreise anhält und die Papstmesse in Manila mit 6 Millionen Mitfeiernder einen neuen Weltrekord aufgestellt hat, wächst der innerkirchliche Widerstand gegen Reformen. Niklaus Kuster, der zur Zeit ein zweites Papstbuch schreibt, zieht eine Zwischenbilanz aus franziskanischer Sicht.

Weg der Geschwisterlichkeit

Bereits der erste Auftritt des Papstes auf der Loggia der Peterskirche erinnerte an eine urfranziskanische Szene: «Hört mich an und versteht: Unser Vater ist im Himmel!», sagte Franz von Assisi bei seiner Enterbung vor dem versammelten Volk seiner Stadt. Bevor vom Petersplatz «viva il papa»-Rufe erschallen konnten, betete der neue Bischof von Rom mit 300 000 Menschen vor Ort und Millionen an den Bildschirmen der Welt das Vaterunser. Die Botschaft war berührend und programmatisch: Nicht auf einen heiligen Vater in Rom, sondern den Vater im Himmel ist zu bauen, der alle Menschen verbindet. Folgerichtig sprach Bischof Franziskus in seiner kurzen Ansprache dann vom «Weg der Geschwisterlichkeit», auf den alle gemeinsam gerufen sind. Als Bruder unter Geschwistern verhält sich der Papst seither, lebt im Gästehaus statt im Palast, umarmt gezeichnete Menschen auf dem Petersplatz, telefoniert Besorgten persönlich und begegnet jedem auf Augenhöhe – von obdachlosen Frauen am Stadtrand Roms und Flüchtlingen auf Lampedusa bis zu den G-20-Grössen auf der höchsten Politbühne der Welt. Wo immer Verehrung den Papst selbst zu überhöhen sucht, findet er oft schalkhafte Wege, Augenhöhe herzustellen. Glamourfans und kirchliche Monarchisten beklagen eine Entzauberung des Papsttums. Viele im Volk Gottes sehen einen «geschwisterlichen Zauber», der die Kirchenleitung erfasst, 50 Jahre nach Vollendung des zweiten Vatikanischen Konzils.

Beherzte Ökumene

Erstmals seit der Trennung von West- und Ostkirche im Jahr 1054 feierte der Ökumenische Patriarch der Orthodoxie die Amtseinssetzung seines lateinischen Kollegen vor Ort mit. Mehrere Begegnungen mit Bartholomeos I. in Rom, Istanbul und Jerusalem haben die Annäherung derart gefördert, dass der oberste Vertreter der Ostkirchen eine Wiedervereinigung nahe sieht. Nikolaus Schneider hat als Ratsvorsitzender der lutheri-

schen Kirche Deutschlands von «brüderlichen Gesprächen» mit dem Papst «von Herz zu Herz» geschwärmt: Franziskus werde «Fenster und Türen öffnen».

Tatsächlich hat in der Ökumene ein eigentliches Tauwetter eingesetzt: Benedikts XVI. Ängstlichkeit wich der beherzten Pragmatik des Franziskus, der an die alle verbindende Taufe erinnert. Dieses Sakrament rufe Söhne und Töchter Gottes in eine Familie, die beim sakramentalen Mahl nicht getrennt bleiben dürfe. Koptische und altorientalische Kirchen, Reformierte und Christkatholische, Anglikaner und Lutherische, ja selbst evangelikale Kirchen werden vom Papst in eine beherzte Ökumene eingeladen. Kurt Koch wird als vatikanischer «Ökumene-Minister» bei allem Rückenwind bisweilen leer schlucken, wenn der Papst etwa sagt, die ökumenische Praxis könne nicht warten, bis die Theologen alle Probleme gelöst hätten.

Politik und Dialog der Religionen

Bewegte sich Benedikt XVI. ungerne und unsicher auf dem Parkett der Weltpolitik, greift Franziskus versiert und mutig in politische Vorgänge ein. Erste kraftvolle Initiativen galten dem Flüchtlingsdrama Europas auf dem Mittelmeer und der Syrienkrise, gefolgt von massiver Kritik an Italiens Mafia und eindringlichen Botschaften an die G 20. Präsident Obama dankte dem Papst nach seinem Rombesuch dafür, Politikern die Augen für übersehene Probleme zu öffnen. Mit Blick auf einen neuen Gazakrieg lud der Papst die Präsidenten Israels und Palästinas zu einem bewegenden jüdisch-christlich-islamischen Friedensgebet in den Vatikan. Angesichts der IS-Greuel und der Pariser Terrorakte verurteilte er zusammen mit hochrangigen Vertretern des Islam jede Form von Gewalt im Namen der Religion. Bei seinen Auftritten in Strassburg dankten Europaparlament und Europarat dem eindringlichen Mahner mit stehenden Ovationen. Als Südamerikaner scheut sich Bergoglio nicht, der «ersten Welt» die menschenverachtenden Strukturen der globalen Wirtschaft vor Augen zu führen.



Foto: ©sgja

Ein Pontifex, der Brücken von Tradition zur Moderne schägt: Papst Franziskus ist mehr als ein Popstar mit rührenden Gesten.

Kirchenreform

Vatileaks hat vor Benedikts XVI. Rücktritt gezeigt, welche Missstände an der römischen Kurie herrschen: Geldwäscherei, Korruption, Machtgier und Intrigen. Bergoglios Kritik an Strukturen und Verhalten des Vatikans hat zu seiner Wahl beigetragen. Mit seiner Diagnose von 15 Kurienkrankheiten vor Weihnachten 2014 spricht Papst Franziskus die Probleme furchtlos an. Die Kurienreform treibt er mit einem Rat von 9 gewichtigen Kardinälen voran, die aus Asien, Afrika, Australien, Europa sowie Nord-, Mittel- und Südamerika anreisen. Erklärtes Ziel ist die Verschlankung der Kurie, die sich von der Kontrollinstanz zum Dienstleistungsbetrieb der Weltkirche wandeln und Kollegialität neu beherzigen müsse. Viele neu berufene Kardinäle stammen aus den jungen Kirchen. Die Vatikanbank wurde zu strikter Ethik in Finanzgeschäften verpflichtet und bei ad-limina-Besuchen ermutigt Franziskus Bischöfe aller Länder kollegial zu mehr ortskirchlicher Eigenverantwortung.

Schöne Zeichen – keine handfesten Taten?

Kritiker argwöhnen, dass berührende Zeichen und Begegnungen des Papstes Kirchenlehre und Kirchenrecht noch nicht geändert hätten. Zwar wecken neue Bischofsernennungen Hoffnung, indem weltweit Kandidaten mit einfachem Lebensstil, Volksnähe und seelsorglichem Gespür gewählt werden. Traditionelle Kardinalsanwärter Europas gehen leer aus, dafür erhalten die jungen Kirchen des Südens Gewicht in Rom. Doch wo bleibt die Strukturreform? Solche Kritik übersieht, wie geschickt der lateinamerikanische Umgang mit Doktrin und Disziplin der Kirche beiden ihr Übergewicht entzieht. Die Meinung des Glaubenswächters Gerhard Müller wird ebenso gehört und publik wie die seiner Opponenten. Inhaber einst mächtiger Kurienämter sehen sich vom Papst zu einer neuen Streitkultur aufgerufen. In scharfen Worten geisseln Morgenpredigten moderne Pharisäer in der Kirche, die das Gesetz lieblos über den Menschen

stellen. Ebenso kritisiert sehen sich Traditionalisten, die Gott in den Formen von gestern suchen, und Klerikale aller Art, die sich in kirchlichen Binnenwelten gefallen und egozentrisch über Menschen erheben. Unverkennbar lebt der Papst das Motto der Jesuiten: «Jesum habemus socium» (IHS), «wir haben Jesus zum Gefährten», und zugleich ermutigt er durch Worte und Zeichen alle Gläubigen, franziskanisch in der eigenen Alltags- und Kirchenwelt «den Fussspuren Jesu zu folgen».

Synode als gemeinsamer Weg

Wer vom römischen Franziskus Macht Worte erwartet, verkennt seine Strategie: weniger Hierarchie und mehr Kollegialität, weniger Macht des Zentrums und mehr Gewicht den Ortskirchen. Erstmals wurde eine Bischofssynode durch eine weltweite Basisbefragung vorbereitet, und die Fortsetzung nächsten Herbst wird erneut basisbezogen angegangen. Erstmals seit dem Konzil – stellt der St. Galler Bischof Markus Büchel fest – tagt eine Weltsynode im Sinn des jüngsten Konzils: mit freier Diskussion, ohne Tabus und in offener Debatte. Der synodale Prozess bestätigt und unterstützt den neuen Leitungsstil: demokratischer, kollegialer und konfliktfreudiger. «Zwei Schritte vorwärts und einen zurück» titelte die FAZ über die erste Phase dieser Synode: Bergoglios Tanzschritte mit der Kirche dürfen so weitergehen!

Zum Autor

Br. Niklaus Kuster, geboren 1962, Dr. theol., ist Kapuziner und lebt in Olten. Der Fachmann für franziskanische Geschichte und Spiritualität lehrt an der Universität Luzern sowie den Ordenshochschulen München und Madrid. Er begleitet spirituelle Reisen und verfasste zahlreiche Publikationen, darunter über Papst Franziskus (*Der Mann der Armut. Franziskus – ein Name wird Programm*, mit Martina Kreidler-Kos, Herder Freiburg 2014). Aus seiner Feder erscheint diesen Frühling im Paulusverlag ein neues Papstbuch.

TERMINE

Franziskanische Termine und Reisen im Frühling 2015

21. bis 22. März

Impulsweekend «Abschied leben»

«Es ist gut für euch, dass ich fortgehe» – Jesu Abschiedsworte nach dem Johannesevangelium als Inspiration, eigene Abschiede zu gestalten

Leitung: Tauteam

3. bis 9. Mai

Padua und Ravenna

Die Reise führt an die letzten Wirkstätten des heiligen Antonius. Padua fasziniert auch als Universitätsstadt und Kulturzentrum in einer reizvollen Umgebung
Sr. Imelda Steinegger und Guido Aellig

16. Mai

Friedensweg in den Ranft

Was ist Wahrheit? – Be-wegt suchen und finden.

Weg I 9.40 Uhr ab Stans, Bahnhof

Weg II 14 Uhr ab Sachseln, Kirche (familienfreundlich)

Eucharistiefeier 17.00 Uhr im Ranft dann Möglichkeit zum

Grillen im Flüeli

Gestaltung: Tauteam

Kosten: Freier Beitrag

25. bis 31. Mai

Reise: Assisi be-sinnlich

Auf kurzen Fusswegen den Spuren von Franz und Klara durch ihr reizvolles Heimatstädtchen folgen.

Sr. Imelda Steinegger und Guido Aellig

13. bis 20. Juni

Assisi musikalisch

Inspirierende Wege in Assisi und Umgebung

Ruth Lydia Koch, Walter Steffen und Joseph Rööfli

12. bis 18. Juli

Studienwoche: «Assisi durch Hintertüren»

Kreatives Angebot für solche, die andere auf die Spuren von Franz und Klara führen

Br. Niklaus Kuster, Nadia Rudolf von Rohr und Eugen Trost

Detailprogramme für alle Angebote:

www.tauteam.ch oder

Nadia Rudolf v. Rohr | FG-Zentrale | 6443 Morschach
fg@antoniushaus.ch

Veranstaltungen im Mattli Antoniushaus, Morschach

6. bis 8. März

Meditation – ein Weg der Heilung

Einführung in das heilende Meditieren

Peter Wild

7. bis 8. März

Tanzwochenende Frühling

Innehalten – auftanken – mich neu ausrichten –
gestärkt weitergehen

Marlene Aellig-Holderegger

22. März | 10.30 Uhr

Gottesdienst und Suppentag

Nadia Rudolf von Rohr und Peter Gehring,

Pfarrreiteam Morschach

28. bis 29. März

Dem Burnout vorbeugen – Die Wurzeln des Heilens

Gabriel Looser

28. März bis 20. Mai

Kunstaussstellung Frühling «In der Schweben»

Verena Staggl

3. bis 5. April

Ostertanz mit Haydns «Schöpfungsmesse»

Jürg Lüthy

18. April | 18.30 Uhr

Franziskanische Tavolata

Sr. Imelda Steinegger, Br. Gebhard Kurmann

Robert Maurer, Musik

23. bis 25. Mai

Mattli Pfingsten

Br. Leonhard Wetterich und Team

Das Kursprogramm und Kursdetails:

www.antoniushaus.ch oder

Mattli Antoniushaus, 6443 Morschach

Tel. 041 820 22 26, Fax 041 820 11 84

info@antoniushaus.ch

Hinter den Mauern eines geschlossenen Klosters

FREIHEIT, DIE AUS EINSCHRÄNKUNG WÄCHST

Von Sarah Gaffuri

Schattenwelten existieren in verschiedenen Färbungen. Auch Schönes und Positives wächst im Verborgenen. Und manchmal halten wir Gegenden für schattig, die wir in Wirklichkeit gar nicht kennen. So etwa die Welt eines geschlossenen Klosters. Das Kapuzinerinnenkloster St.Klara Stans feiert dieses Jahr sein 400-jähriges Bestehen. Im alten Gemäuer treibt der Garten aber bunte Blüten – auch junge Triebe grünen. Die junge Postulantin Lea Heinzer verschafft mit ihrem Blog zahlreichen Lesern Zugang zur Welt von St. Klara Stans. Tauzeit sprach mit ihr, wenige Tage nach ihrem 25. Geburtstag.

Lea Heinzer, Sie sind die einzige Postulantin in St.Klara Stans. Ihr Entscheid, sich einer Klostergemeinschaft anzuschliessen, scheint nicht eben populär. Das hätte vor ein paar Jahrzehnten sicherlich anders ausgesehen.

Lea Heinzer: Gegenüber früher hat sich das stark verändert, ja. Ich denke, es liegt zum einen an der gesellschaftlichen Stellung der Frau, die sich verändert hat. Früher war das Kloster für viele die einzige Alternative zu Heirat und einem Leben als Hausfrau. Heute gibt es verschiedene Möglichkeiten, das Leben zu gestalten oder eine Karriere zu verfolgen. Zum anderen war es früher in vielen Familien üblich, dass einer oder eine pro Generation ins Kloster geht. Da sind vermutlich auch einige zu einer Gemeinschaft gestossen, die das so für sich nicht gewählt hätten. Und schliesslich ist auch die Religion in vielen Familien nicht mehr so präsent. Es kommen dadurch auch weniger Junge auf die Idee, sich mit dem Klosterleben auseinanderzusetzen.

Bei Ihnen war das vermutlich anders.

Ja, ich komme aus einer Familie, in der die Eltern immer zeigten, dass ihnen der Glaube viel bedeutet. Das haben sie uns weitergegeben.

Trotzdem ist es von dort noch ein weiter Weg bis zu dem Entscheid, den Sie gefällt haben. Wann ist in Ihnen das Interesse erwacht?

Mit ungefähr 17 Jahren. In meiner Jugendzeit hat der Glaube für mich an Wichtigkeit gewonnen. So habe ich mich 2007 im Kloster Ingenbohl für ein Wochenende zum Thema «Ordenseben – etwas für mich?» angemeldet. Danach nahm ich am franziskanischen Glaubensweg in Ingenbohl teil, der ein halbes Jahr dauerte. Einmal pro Monat hat sich die Gruppe getroffen

und in ein Thema vertieft. Da konnte einiges wachsen. An einem Weekend bei den Franziskanern in Näfels stellten verschiedene Personen ihren Lebensweg vor. Eine von ihnen war Schwester Sabine Lustenberger aus Stans.

Und über sie sind Sie nach Stans gelangt.

Ich wünschte mir, ein Kloster zu erleben, dessen Umgebung und Bewohnerinnen mir unbekannt sind. Ingenbohl war mir schon länger vertraut. Ich wollte wissen, ob der Weg für mich auch dort funktioniert, wo ich nicht fast zuhause bin. 2008 verbrachte ich ein paar Tage in St.Klara Stans, und ich fühlte mich sehr wohl. Wir blieben in Verbindung. Im Jahr 2009 zog ich nach Stans, ich hatte ein Zimmer bei einer Familie. In Hergiswil absolvierte ich meine Ausbildung zur Fachfrau Betreuung Kinder. Da intensivierte sich der Kontakt mit dem Kloster nochmals.

Lea Heinzer beschliesst, im Kloster mitzuleben. In ihrem Blog erzählt sie von den ersten Schritten gemeinsam mit den Schwestern, von ihren Arbeiten, von den Festen im Jahreskreis: Advent, Weihnachten, Jahreswechsel, Fasnacht, Ostern. Von Arbeiten im Sommer und im Winter, vom Abstauben, Toilettenputzen, Beten und Begegnen. Lea Heinzer ist die jüngste, von der altersmässig nächsten Schwester trennen sie 18 Jahre. Trotzdem ist die Zuneigung zu ihren Schwestern in jeder Zeile spürbar, auch, dass sie gegenseitig ist. Lea kommt an, und sie kommt gut an. Im Juni 2014 wird sie Postulantin. Sie hat sich damit für mindestens ein Jahr an die Gemeinschaft gebunden. Ein nächster Schritt wäre der Eintritt ins Noviziat.

Wann werden für Sie die eigentlichen Gelübde aktuell?

Das ist alles noch sehr weit weg. In den nächsten Monaten

werden verschiedene Gespräche geführt, wie es weitergehen könnte. Der Eintritt ins Noviziat mit der Einkleidung ist eine beidseitige Entscheidung, muss von mir und der Gemeinschaft getragen werden. Später würde dann, je nach Gemeinschaft, die erste Profess für drei Jahre folgen. Die kann man unter Umständen ein zweites Mal ablegen oder dann die ewige Profess feiern.

Ist das in jedem Kloster anders?

Die Kapuzinerinnen leben in eigenständigen Gemeinschaften, ja. Wir wechseln als Schwestern eines geschlossenen Klosters auch nicht den Wohnort, wie das etwa die Kapuziner regelmässig tun.

Geschlossenes Kloster klingt nach vielen Vorschriften. Wann müssen Sie denn zum ersten Gebet antreten? Ich schätze früh. Morgens um 4 Uhr?

(lacht) Zum Glück nicht, nein. Es gibt natürlich Unterschiede zwischen den einzelnen Gemeinschaften. Wir in Stans sind nicht so streng geschlossen, sondern recht offen. Unsere Laudes, das Morgen Gebet, findet in der Regel um 7 Uhr statt und dauert etwa eine halbe Stunde. Danach gibt es Frühstück, und nach dem Frühstück ist Arbeitszeit bis 11.30 Uhr. Anschliessend halten wir Mittagsgebet und essen. Bis 14.30 Uhr ist Mittagspause. Auf sie folgt die Anbetung, die 20 Minuten dauert, anschliessend arbeiten wir bis 17 Uhr. Um 17.15 Uhr ist Abendmesse mit Vesper, danach kommt das Nachessen, und zur Komplet finden wir uns zu einer letzten gemeinsamen Gebetszeit ein. Montags und donnerstags ist die Eucharistiefeier am Morgen öffentlich, für alle, die mit uns feiern möchten.

Wenn Sie von Arbeiten reden, was genau meinen Sie damit?

Wir haben alle verschiedene Aufgaben, die sich mit der Zeit herauskristallisiert haben. Ich beispielsweise erledige Hausarbeit, dazu gehört etwa, einen Teil der Toiletten zu putzen, die Zimmer der älteren Schwestern zu saugen, mit anderen Küchendienst zu erledigen oder auch das Frühstück vorbereiten. Das mache ich immer am Mittwoch. Derzeit entstaube ich auch wieder einmal die Bibliothek. Im Sommer steht Gartenarbeit an, ich helfe, den Friedhof zu pflegen, zu jäten oder Blumen zu

pflanzen. Und dann und wann steht auch Büroarbeit an. Die Posts meines Blogs zu schreiben gehört auch zu meinen Ämtli.

Ihr Blog wird weit herum gelesen.

Er verzeichnet in der Tat viele Besucher. Das motiviert mich natürlich.

Sie sprechen von Ämtli, von geregelten Gebets- und Essenszeiten. Wenn ich Ihnen zuhöre oder Ihre Posts lese, schwingt in Ihren Erzählungen aber eine grosse Freiheit mit.

Das ist so, ich erlebe es so. Ich bin ein Mensch, der seine Strukturen braucht. Und in diesen Strukturen ist auch viel Freiraum eingeplant. Ich kann meine Arbeiten selbständig einteilen, auch über die Tage so verteilen, wie es für mich stimmt. Wir haben unterm Tag freie Zeiten, aber auch einmal pro Monat einen freien Tag, den wir komplett selber gestalten können. Das geniesse ich jeweils schon.

Worauf freuen Sie sich besonders an Ihren freien Tagen?

Auf das Ausschlafen (lacht).

Dann ergeht es Ihnen ja nicht viel anders als mir.

Es ist tatsächlich nicht so viel anders, als wenn man eine feste Arbeitsstelle, eine Beziehung oder eine Familie hat, auf die man Rücksicht nimmt oder die den Rhythmus vorgeben.

Zur Person

Lea Heinzer wurde 1990 geboren und wuchs in Illgau auf. Seit 2014 ist die Kinderbetreuerin Postulantin im Kapuzinerinnenkloster St.Klara Stans. Auf ihrem Blog schreibt sie über die Erlebnisse und Begegnungen, die ihren Weg und ihren Alltag prägen: www.kloster-ich-bin-dabei.blogspot.ch



Foto: ©zvg

Lea Heinzer (links) mit Sr. Sabine Lustenberger. Die 25-jährige Postulantin bringt frischen Wind in das Kapuzinerinnenkloster St.Klara Stans, das dieses Jahr sein 400-Jahr-Jubiläum feiert.

400 Jahre St.Klara Stans

Das Kapuzinerinnenkloster St.Klara Stans feiert heuer sein 400-jähriges Bestehen. Der eigentliche Jubiläumstag ist am Samstag, 21. März, exakt 400 Jahre nach der Einkleidung der ersten Schwestern. Er startet mit einem Festgottesdienst in der Pfarrkirche Peter und Paul in Stans um 9.30 Uhr und wird gestaltet von der Frauenschola Ennetbürgen und der Camerata Corona Stans (Leitung Peter Schmid). Sie führen die *Missa sub titulo Sancti Leopoldi* von Johann Michael Haydn (1737 – 1806) auf. Um 11 Uhr ist Volksapéro.

Ein reichhaltiges Programm wird das ganze Jahr über das Jubiläum feiern. Geplant sind unter anderem mehrere Konzerte, ein Freilichtspiel und ein Buch. Dieses wird verlegt vom Historischen Verein des Kantons (HVN). Um ein möglichst breit gefächertes Publikum anzusprechen und um der heutigen Lesemüdigkeit Rechnung zu tragen, soll das Buch aus unterschiedlichen und leicht lesbaren Artikeln bestehen und reich bebildert sein. Die Artikel müssen aber den wissenschaftlichen Normen des HVN entsprechen. Das Buch soll sich nicht nur nostalgisch erinnern, sondern es möchte auch die Gegenwart einschliessen und Fenster in die Zukunft öffnen.

Das Freilichtspiel wurde vom Verein «Frauen in Nidwalden und Engelberg: Geschichte und Geschichten» initiiert. 2012 lancierte der Verein einen Autorenwettbewerb. Eine Jury, zusammengestellt aus Vertreterinnen der Schwesterngemeinschaft, der Vereinsfrauen und Mitglieder aus dem Jubiläums-OK sprachen sich einstimmig für die Projektskizze des Luzerner Journalisten, Theaterautors und Schauspielers Christoph Fellmann aus. «Gott ist ein Anderer» ist ein halb-dokumentarisches Stück und basiert auf den Nekrologen – den Lebensläufen – der 431 Schwestern, die im St.Klara gelebt haben, sowie auf Interviews mit neun der aktuell noch zwölf Schwestern. Das Stück erzählt also nicht die Geschichte des Klosters, es hat keine Handlung im üblichen

Sinn. Die Geschichte der Institution spiegelt sie vielmehr im Leben der Frauen, die hier gelebt haben und noch leben. Den Kern des Stücks bilden darum die Monologe einzelner Schwestern, in denen die Nekrologe und Interviews zu zehn exemplarischen Lebensläufen im St.Klara verdichtet sind.

Die Frauen erzählen, warum sie ins Kloster eingetreten sind. Sie erzählen von ihrer Schulzeit und von den Liebschaften, die sie für ihr Leben mit Gott aufgegeben haben. Sie erzählen vom ersten Tag im Kloster, von ihrer Mühe mit alten Gebräuchen und von dem seltsamen Wesen, das man Gott nennt und das auch sie nicht wirklich kennen. Sie erzählen von ganz normalen Frauen, denen Gott dramatisch begegnete, oder für die der Gang ins Kloster ganz einfach ein realistischer Lebensentwurf war. Und all die Gründe, warum diese Frauen einst ins Kloster gingen, erzählen indirekt auch davon, warum das junge Frauen heute kaum mehr tun. Das ist das Ende der Geschichte. Oder der Anfang von etwas anderem, wer weiss.

Regie führt Ursula Hildebrand, die Musik für das Stück komponierte Christov Rolla. Am Samstag, 13. Juni, feiert das Stück *Gott ist ein anderer* Premiere. Bis im September wird es (mit Sommerpause) aufgeführt. Die genauen Spieldaten sind auf der Website zu finden: www.400jahre-st-klara.ch/theater/spielplan. Der Vorverkauf beginnt Mitte April.

Nebst der Orchestermesse am Jubiläumstag sind weitere Konzerte geplant: Am Sonntag, 31. Mai, singt um 17 Uhr die «mirjamschola» (Leitung Mirjam Föllmi) in der Klosterkirche St.Klara, Stans. Am Sonntag, 8. November, spielen Rupert Gehrman und Silke Lisko ein Gitarren- und Mandolinenkonzert um 17 Uhr in der Klosterkirche St.Klara Stans. Am Samstag, 12. Dezember, spielt die Camerata Corona Stans um 19.30 Uhr in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Stans unter der Leitung von Martin Schleifer. Mit ihr tritt der Berliner Violonist Rainer Wolters als Solist auf. *sga*

DAS EIGENE LICHT NICHT FÜRCHTEN

Durch lichtvolle Gegenwart andere befreien

Marianne Williamsons Gedicht «Unsere tiefste Angst» wurde weltbekannt. Viele schreiben die Worte Nelson Mandela zu. Tatsächlich zitierte dieser Williamsons Text nie. Sie sagte in einem Interview später dazu, dass sie sich vor allem darüber freue, dass der Text so vielen Leuten etwas bedeute.

Unsere tiefste Angst

Unsere tiefste Angst ist nicht,
dass wir unzulänglich sind.
Unsere tiefste Angst ist,
dass wir grenzenlos mächtig sind.
Es ist unser Licht, nicht unsere Dunkelheit,
was uns am meisten Angst macht.
Wir fragen uns:
Wer bin ich, so brillant zu sein, prächtig, talentiert, fabelhaft?
Doch wer bist du, um dies nicht zu sein?
Du bist ein Kind Gottes.
Dich klein zu machen, dient der Welt nicht.
Es gibt nichts Erleuchtetes daran,
dich so klein zu machen,
damit die Leute um dich herum
sich nicht unsicher fühlen müssen.
Wir sind geboren, um die Grösse Gottes,
der in uns ist, zu verwirklichen.
Diese Grösse ist nicht nur in einigen von uns,
sie ist in jedem Menschen!
Und wenn wir unser Licht scheinen lassen,
geben wir anderen Menschen die Erlaubnis, dasselbe zu tun.
So wie wir befreit sind von unserer eigenen Furcht,
so befreit unsere Gegenwart automatisch Andere.

Quelle: Marianne Williamson, *Rückkehr zur Liebe. Harmonie, Lebenssinn und Glück durch «Ein Kurs in Wundern»*. Goldmann, 1993.

Impressum tauzeit

Viermal jährlich
Herausgeberin INFAG-CH und Tauteam
Redaktionsleitung Sarah Gaffuri (sga),
Seidenstrasse 16, 8304 Wallisellen,
sarah.gaffuri@bluewin.ch
Redaktionsteam Br. Niklaus Kuster, Nadia Rudolf von Rohr,
Sr. Imelda Steinegger
Abonnement Missionsprokura Olten, 062 212 77 70
Jahres-Abo: 20 Franken
Jahres-Abo Ausland: 25 Franken
Postcheck-Konto: 60-628554-4
Layout, Druck Cavelti AG, Gossau
Korrekturat Br. Thomas Morus Huber
Titelbild © photocase.com
Papier Cyclus Print, 100 % Recycling
Copyright bei tauzeit
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Vorschau:

Der aktuelle Tauzeit-Jahrgang widmet sich dem Thema *Verortung*. Vier Ausgaben spüren Räumen, Orten und Lebenswelten nach, die für die franziskanische Spiritualität bedeutsam sind. Nächstes Mal: pilgernd unterwegs in der Welt. *red*

Mit Talon postalisch oder per Mail bestellen bei:

tauzeit, Missionsprokura der Schweizer Kapuziner, Amthausquai 7, 4600 Olten;
abo@kapuziner.org

Ich bestelle bis auf Widerruf ein (Geschenk-) Abonnement

(4 Ausgaben, 16 Seiten) zum Jahres-Abonnementspreis von Fr. 20.–.

Eigenabonnement

Probenummer an mich

Probenummer an Empfänger(in)

Geschenk-Abonnement für ein Jahr.

Der/die Empfänger/in erhält vor-
gängig eine Geschenkmitteilung.

Die Abo-Rechnung geht an mich.

Meine Adresse

Vorname, Name _____

Adresse _____

Adresse des/der Beschenkten

Vorname, Name _____

Adresse _____

Datum, Unterschrift _____

AZB 6443 Morschach
PP/Journal CH-6443 Morschach